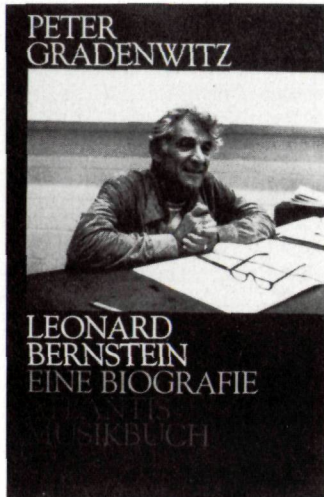




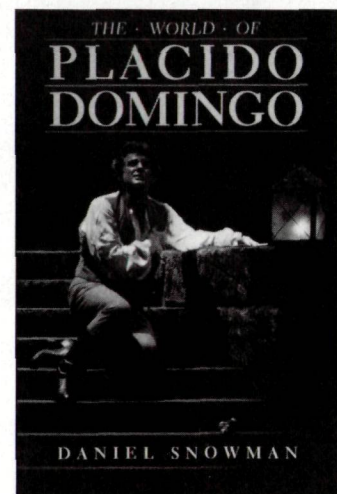
Peter Gradenwitz:
Leonard Bernstein.
Eine Biografie.

Atlantis Musikbuch-Verlag,
Zürich 1984,
364 S., 42 DM

Die positiven Aspekte des Buches sind schnell aufgezählt: es bietet eine umfangreiche Biographie, Werkbesprechungen, faßt zahlreiche Äußerungen von Musikkollegen zusammen, läßt schließlich Bernstein selber ausführlich zu Wort kommen und endet mit einer Biblio- und Discographie. Daß Biographien mit persönlichem Einsatz geschrieben werden, muß kein Manko sein. Da der größte Teil des Buches aber keine bloße Lebensgeschichte ist, sondern Bernsteins vielfältige Aktivitäten, thematisch gebündelt, behandeln will, ist eine gewisse Objektivität zu erwarten. Statt dessen schlägt einem allerorten blanke Affirmation entgegen; wo nichts erklärt oder diskutiert wird, müssen Allerweltsplätze her: Das Credo der „Messe“ „vermittelt einen Eindruck von den magisch-mystischen Kräften, denen er die Schöpferkraft wie die Fähigkeit des Nachschaffens zuspricht, wie sie auch alle seine nächsten Freunde ... in ihm spüren“. (S. 339) An Äußerungen über Bernstein werden fast nur positive, unkritische zitiert, zum Vergleich werden nur die Größten herangezogen: Mendelssohn, Mahler, Wagner. Das Phänomen seiner vielfältigen Interessen und Ambitionen wird ins Gigantische gesteigert, gleich mehrmals während weni-

ger Seiten wird die „Vertrautheit (nicht nur Kenntnis) mit jeder Art von Musik (nicht bloß mit Musik) aller Zeiten und Völker (das nehme man einmal wörtlich)“ (S. 312) behauptet. Wo ständig soviel zugesichert wird, müssen verstärkt Zweifel kommen, von denen im Buch aber nur vereinzelt die Rede ist. Nichts, gar nichts gibt Gradenwitz Grund, dieses oder jenes kritisch anzumerken. Fragt man schließlich nach der Würdigung als Dirigent, nach dem Grund für seinen Erfolg, nach dem Spezifischen seines Dirigierens, so tritt ein so zentraler Begriff wie Extrovertiertheit nicht auf, man kann ihn sich nur aus verschiedenen Bemerkungen zusammensetzen, und so sind so treffende Formulierungen, wie die, Bernstein habe den Mut, „seine Empfindungen hemmungslos in Bewegung umzusetzen“ (S. 126), denn auch nicht vom Autor (sondern vom Wiener Philharmoniker Hans Novak).

Andreas Jaschinski



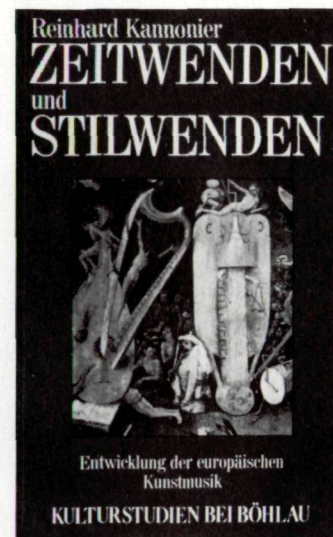
Daniel Snowman: The
World of Placido Domingo.

The Bodley Head,
London 1985,
298 S., 14 Abb.s/w, £ 15.00

Zu Anfang unseres Jahrhunderts bewegte Caruso wie kaum ein anderer die Gemüter. Nach Jahrzehnten unvorstellbarer technologischer Entwicklung und Vermarktung wird sich das Jahrhundert mit Placi-

do Domingo verabschieden. Tenöre besitzen nun einmal magische Anziehungskraft. Domingo, nicht nur mit erstaunlich strapazierfähigen Stimmbändern gesegnet, sondern darüber hinaus noch ein äußerst sensibler, fähiger Darsteller und – wichtiger – eine blendende Erscheinung, verstand es, durch seine kalkulierten Abstecher in das Showbusiness und dank seiner legeren Selbstverständlichkeit, mit allen Medien gleich virtuos und ohne Einbußen seiner Persönlichkeit wie seiner musikalischen Potenz zu brillieren, der Oper weltweit zu steigender Popularität zu verhelfen. Der vorliegenden Neuveröffentlichung werden sich sicherlich in Zukunft noch weitere Publikationen zum Phänomen Domingo anschließen. Der Autor Daniel Snowman begleitet hier den Sänger vom Juni 1981, beginnend mit „Tosca“ im New Yorker Central Park und der Fertigstellung seines Best-selleralbums „Perhaps Love“, bis hin zur Wiener „Carmen“ im Januar 1984. Dazwischen liegen zahlreiche unterschiedliche Stationen, unter welchen „Fanciulla“ und „Manon Lescaut“ an Covent Garden, ebenso sein dortiges Dirigentendebüt mit der „Fledermaus“, aber auch die Aufnahmen zur „Carmen“-Verfilmung, Aufführungen in Paris, Mailand oder Barcelona und nicht zuletzt Einspielungen populärer Song-LPs einen besonderen Stellenwert einnehmen. Das Buch schildert Domingos Vielseitigkeit, seine Freude an der Selbstdarstellung, gibt ein fesselndes Bild von seiner schwer zu bremsender Energie und Ausdauer, enthält zudem eine beachtliche Menge an sonst kaum zugänglicher Insider-Information. Es ist locker und mit Sachverstand geschrieben, spart auch nicht mit gelegentlicher Kritik oder eigenen, allerdings häufig eher banalen Stellungnahmen und wendet sich in erster Linie an den „gehobenen Domingo-Fan“. Alles in allem ein hilfreiches und nützliches Portrait, welches den Star hinter den Kulissen, bei Proben und Gesprächen, im Umgang mit Kollegen und mit seiner Familie beobachtet und ihn in sympathischer, wohlwollender Weise menschlich näher bringt. Es verdient eine deut-

sche Übersetzung, stellt allerdings keine allzu hohen Anforderungen an einen vom Schulenglisch abhängigen Leserkreis. Hans-Theodor Wohlfahrt

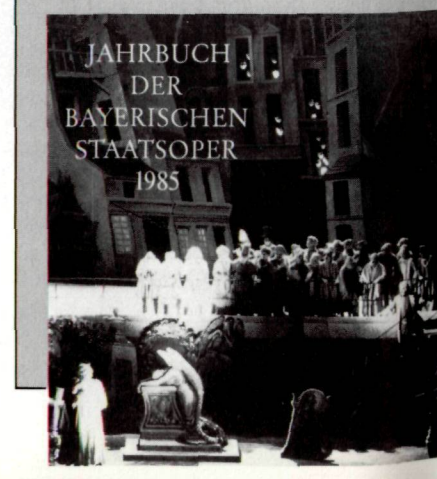


Reinhard Kannonier:
Zeitwenden und Stilwenden.
Entwicklung der europäischen
Kunstmusik.

Böhlau Verlag,
Wien, Köln, Graz 1984,
294 S., 44 DM

Programmatisch erklären uns die Herausgeber dieser Reihe „Kulturstudien bei Böhlau“ im Vorwort ihr Hauptanliegen. Es besteht „in der historischen-konkreten Analyse der Determiniertheiten und Interdependenzen von künstlerischer Gestaltung und gesellschaftli-

Das „Jahrbuch der Bayerischen Staatsoper 1985“ ist soeben erschienen. Chef dramaturg und



chem Kontext.“ Der Autor, Jahrgang 1947, nach Studium der Germanistik, Philosophie, Musikwissenschaft sowie der Politologie und Publizistik, heute Assistent am Institut für Neuere Geschichte der Universität Linz, verrät uns noch, daß diese „globale Zusammenchau“ aus einer Reihe von Vorträgen an der Volkshochschule Linz entstand. Dann beginnt die Tour d'horizont durch die Musikgeschichte. Leider wird schon bald eine Tour de force daraus, obwohl natürlich kein Kundiger erwartet, daß man diese Geschichte in 294 Seiten mit Tiefgang behandeln kann. Das wird schon bei der ebenso unhistorischen wie oberflächlichen Darstellung mittelalterlicher Musik und Sozialverhältnisse klar. Gottlob befreit die Renaissance die Menschen dann aus diesem „dunklen Tunnel“ und wir erfahren ein paar belanglose Worte über J.S. Bach als „Höhepunkt protestantischer Musik“. Das Finale seiner „Matthäus-Passion“ und von Händels „Messias“ werden im soziologischen Vergleich als Widerspiegelung von Bachs Resignation unter dem Regime absolutistischer Kirchenherrschaft und Händels Selbstbewußtsein im aufsteigenden, imperialen England interpretiert. Eine hübsche Idee, aber doch wohl ohne Erkenntniswert für die Musik. Wenn stattdessen der Geburtsort Händels richtig angegeben wäre (S. 91: „Saale“) oder ein irdisches Datum für die Entstehung von Bachs c-Moll Fantasie (S. 141: „1753“ – da war er schon seit drei Jahren tot), hätte man womöglich

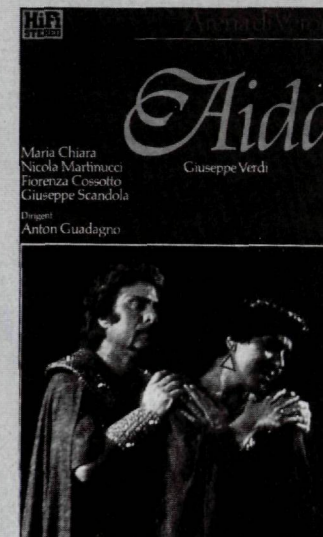
„FonoForum“-Mitarbeiter Hanspeter Krellmann besorgte die Zusammenstellung der Beiträge, die sowohl dem Programm der diesjährigen Opernfestspiele gewidmet sind als auch einigen Produktionen der vergangenen Spielzeit. Im allgemeinen Teil melden sich u. a. Horst Leuchtmann mit „Oper als Festspiel ihrer selbst“ zu Wort, und Aloys Greither hat sich in einer sehr lesenswerten und informativen Übersicht mit der Geschichte der Instrumente des Bayerischen Staatsorchesters befaßt. Weitere Autoren: Siegfried Janzen, Herbert Rosendorfer und Helmut Heißebüttel. FF

tieferer Erkenntnisse gewonnen. Mit Haydn kann der Autor in seinem Konzept offensichtlich überhaupt nichts anfangen und Mozarts „Zauberflöte“ wird in ihrer geistigen Dimension verfehlt. Ohne Überzeugungskraft bleibt auch der sich wachsender Beliebtheit erfreuende Versuch, Schuberts Musik unter dem Aspekt des „Vormärz“ politisch zu deuten. Aber – ernst ist das Leben, heiter die Kunst (Soziologie): deshalb muß Mahler als Meister-Verfremder allen heilen Fühlens gegen den eiteln, bürgerlichen Philister Richard Strauss ausgespielt werden. Hier haben wir die Essenz der beiden „künstlerischen Welten“, die zu Beginn des Jahrhunderts „zusammenprallen“. Mir scheint eher, wir haben hier die alte Crux der neuen, abstrakten Soziologie: zu selten kann man weder geistige Bedeutung noch autonome Materialstruktur des musikalischen Kunstwerks schlüssig mit politischen Zeitstrukturen korrelieren. Dort, wo es ansatzweise gelingt (etwa in einigen Beobachtungen zu Beethoven, S. 149, oder zur Rolle Verdis im italienischen Risorgimento, S. 192 ff.), atmet man auf, ohne indes den rechten Glauben an die wissenschaftliche Legitimität der Methode finden zu können. Ja, was ist überhaupt die Methode? Zwar versichert uns der Autor immer wieder, wie vorsichtig man mit dem Konstruieren direkter Bezüge zwischen Kunstwerk und Gesellschaft sein müsse – aber er geht diese unheilige Allianz stets aufs Neue ein und verfällt dem Reiz der Sandkastenspiele mit unschuldigen historischen Fakten. Es wird (zunftmäßig) recht viel zitiert und viele Termini verraten nicht den sprachbewußten Germanisten, sondern den lockeren Politologen (ein Spitzenerzeugnis des Jargons: „die Ungleichheit der Asynchronität zweier Zeiten“, S. 31). Selbst eine vage Adorno-Kritik (S. 188) zeigt nur, wie beliebig die Verbindungen von soziologischen und musikalischen Parametern doch gestaltet werden können. Bleibt noch ein Tadel für die Herstellung: die Seiten 257-272 mit der verzerrten Darstellung von Mahlers Musik hätte man nicht zweimal einzubinden brauchen. Klaus Peter Richter

VIDEO KRITIK

AIDA

Oper von Giuseppe Verdi. Maria Chiara (Aida), Nicola Martinucci (Radames), Fiorenza Cossotto (Amneris), Giuseppe Scandola (Amonasro), Alfredo Zanzotto (König), Carlo Zardo (Rampis) u.a., Chor, Orchester und Ballett der Arena di Verona, Antonio Guadagno. Ausstattung: Vittorio Rossi; Inszenierung: Giancarlo Sbragia; Fernsehregie: Brian Large. Arena di Verona 31. Juli 1981. Thorn EMI 90 28 1 2 HiFi Stereo Kaufkassette, 156 Min., 189 DM



Auch diesmal, wie schon in der Aufzeichnung des „Otello“ (FonoForum 10/84), werden Kunst- und ein Schuß Ferienerlebnis gemischt und per Kassette nach Hause geliefert: das Becken-Gong-Anfangs- und Pausenzeichen, die Arena-Treppen, das buntgemischte Publikum (und auch ein Hundchen), der Lichtvorhang, der Auftritt des Dirigenten im weißen Jackett, Blitzlichtgeflacker (am stärksten später im Triumphakt) – und dann Verdi und die typischste aller Arena-Opern...

Spätestens hier wird die inakzeptable Ausstattung der Kassette deutlich. Denn nun würde ich gerne wissen (nachdem ich seit den 60er Jahren diese immer wechselnden Tonnen von Styropor-Ägypten und Kostümmorgien gesehen habe), ob Giancarlo Sbragias Inszenierung nur irgendeine oder noch die Rekonstruktion jener ersten Arena-Inszenierung von 1913 darstellt. Doch außer einem dünnen Textchen zur Werkentstehung, einer dürren Inhaltsangabe und Reklame bietet das Faltblatt nichts. Nicht einmal die komplette Besetzung wird genannt, oder ist Rampis eine unwichtige Figur in dem Drama? Daß Carlo Zardo ihn mit dumpf eingedunkeltem, seltsam stumpfem Baß völlig uninteressant singt, wird ja wohl nicht der Grund sein, daß er nur im Nachspann des Videofilms aufgeführt wird...

Im Bild ansonsten ein opulentes Breitwandpektakel im Goldton: im reichen Ägypten waren anscheinend sogar die Obelisken aus Gold... Brian Larges Bildführung fängt die großen Finali, die Massenaufmärsche und Tableaus gut ein. Grundsätzlich hat er damit zu kämpfen, daß Mimik, speziell Gestik, aber auch die Bewegung der Solisten auf Arena-Entfernungen zum Zuschauer berechnet sind, hier aber oft in Großaufnahme näher gerückt werden – peinigend unnatürlich nahe! Und auch Marti-

nuccis Stiefel mit 10-Zentimeter-Sohlen stören dann. Trost suchen und finden werden Belcanto-Freunde. Antonio Guadagno gewährleistet einen ordentlichen Ablauf (die wenigen Chor-Orchester-Divergenzen sind auch live zu erleben und angesichts der großen [Klang-]Entfernungen typisch für eine Arena-„Aida“). Der blasse Rampis und der von der Regie fast degradierte König werden aufgewogen durch den kapital auftrumpfenden Amonasro-Bartion Giuseppe Scandola. Fiorenza Cossotto ist über ihren Amneris-Zenit, doch sie weiß Wirkung zu erzielen und steigert sich. Nicola Martinucci hat das Stimmmaterial für einen Radames, sein Konflikt wird nicht recht deutlich. Maria Chiara ist eine überzeugende Aida, die auch schöne Piani wagt, so daß nicht alles im Hollywood-Format erstickt. Wolf-Dieter Peter

VIDEOGRAMM					
AIDA					
Klangbild	Bild-/Farbqualität	Fertigung	Ausstattung	Künstlerische Qualität	sehr gut
				gut	
				mäßig	
HiFi-STEREO					
VHS	Beta	2000			